Catherine Shepherd

Das Wiegenlied

Zons-Thriller · Band 13

LESEPROBE

Copyright der Originalausgabe © 2023
Catherine Shepherd
Alle Rechte vorbehalten.

Prolog

Ich halte die Luft an und wage keinen Atemzug. Seine schweren Schritte nähern sich unaufhörlich. Keuchend steigt er die Treppe hinauf. Er schnauft dabei wie eine Dampflokomotive. Ich ziehe den Kopf ein und mache mich hinter den Holzkisten so klein, wie es geht. Noch während ich hoffe, er könnte sich wieder abwenden und woanders nach mir suchen, betritt er den Dachboden. Ich schließe die Augen und schicke ein stummes Gebet zum Himmel.

»Christiane?«, knurrt er und steuert direkt auf mich zu.

Ich hocke mucksmäuschenstill in meinem Versteck.

»Verdammt, wo steckst du?«

Abermals halte ich die Luft an. Er stapft hin und her, durchsucht den Raum. Aber hinter dem Stapel alter Kisten sieht er mich nicht. Durch die Ritzen erkenne ich seine klobigen Stiefel und die schmutzigen Jeans. Seine Hände sind zu Fäusten geballt. Er ist wütend, wie immer, wenn er getrunken hat. Dann ist es am besten, ihm nicht über den Weg zu laufen. Heute werde ich nicht hervorkommen, bis er wieder nüchtern ist. Mein Arm schmerzt noch vom letzten Mal. Er hatte mir fast die Finger gebrochen, als er mich durchs Haus zerrte und auf mich einschlug wie ein Wahnsinniger. Wie lange ertrage ich das alles eigentlich schon? Inzwischen müssen es Jahre sein.

Zuerst habe ich seine Wutanfälle entschuldigt. Er hatte Stress bei der Arbeit. Es ging ihm nicht gut. Sein bester Kumpel hatte ihn betrogen. Seine Mutter war gestorben.

Seine Schwester redete nicht mehr mit ihm. Er hatte immer einen Grund für seine Ausbrüche. Ich habe seine Erklärungen nur allzu gern hingenommen. Aber warum? Ich unterdrücke ein Seufzen, denn er steht höchstens zwei Meter entfernt und spitzt die Ohren. Ich habe ihn einmal geliebt. Ein bisschen tue ich das auch nach wie vor. Er war ein gut aussehender netter Kerl, als wir uns kennenlernten. Charmant, höflich. Nie zuvor hatte ich so viel für jemanden empfunden. Doch nachdem wir zusammengezogen waren, änderte sich alles. Oder fing es erst an, als die Kinder da waren? Ich erinnere mich nicht mehr, so lange ist das schon her. Es begann mit verbalen Erniedrigungen und steigerte sich immer weiter, bis zu jenem Augenblick, wo er mir zum ersten Mal die Faust ins Gesicht schmetterte und ich zu Boden ging. Es war dieser Moment, in dem etwas in mir zerbrach. Trotzdem wollte ich es einfach nicht wahrhaben. Ich konnte nicht glauben, dass er wirklich dieser Mann war. Bösartig und brutal, ja beinahe menschenverachtend. Und ich wollte unsere Familie nicht zerstören. Also klebte ich die Scherben immer wieder zusammen. Sie hielten und ich ertrug mein Schicksal.

»Christiane?«, knurrt er erneut.

Seine klobigen Stiefel quietschen, und ich atme erleichtert auf, weil er offenbar den Rückzug antritt. Er wird unten weitersuchen. An seinen schwankenden Schritten kann ich seinen Alkoholpegel ablesen. Morgen früh wird er sich an nichts erinnern können.

Wie jedes Mal.

Immer wenn er die Hand gegen mich erhebt, tut es ihm später leid. Ich bekomme Geschenke, Blumen und Entschuldigungen. Doch er hört trotzdem nicht auf zu schlagen. Die Wochenenden sind die Hölle. Dann ist er zu Hause und lässt seinen ganzen Frust an mir aus. Inzwischen bin ich klüger und verstecke mich, sobald er aus der Kneipe kommt.

»Christiane?«

Irgendwie ist es mir zuwider, wie er meinen Namen ausspricht. Ich ekele mich vor mir selbst. Weil ich all das ertrage, was heutzutage keine Frau mehr erdulden sollte. Aber woher soll ich die Kraft nehmen, dieser Situation zu entfliehen? Ich weiß es einfach nicht. Ich brauche ihn doch. Wie würde mein Leben denn ohne ihn aussehen? Ich wäre allein. Einsam bin ich allerdings jetzt schon.

»Du blödes Miststück, zeig dich endlich!«

Eine Tür knallt zu. Vermutlich die vom Schlafzimmer. Gleich wird er nach unten in die Küche gehen. Das ist die Gelegenheit, das Haus zu verlassen. Ich springe auf und jage auf Zehenspitzen zur Treppe. Stufe für Stufe schleiche ich hinunter. Ganz leise, damit er mich bloß nicht hört. Das wäre mein Ende.

»Christiane, komm her«, lallt er und schlurft über den knarrenden Dielenboden in der Küche.

Noch drei Stufen bis zum Flur. Gleich habe ich es geschafft. Ich setze den Fuß auf die unterste Stufe und plötzlich ist er hinter mir.

»Bleib stehen!«

Ich habe keine Erklärung dafür. Wie ist er so schnell zur Treppe gelangt? War er gar nicht in der Küche, sondern noch oben im Schlafzimmer? Entsetzt drehe ich mich zu ihm um und hebe abwehrend die Arme. Er starrt mich aus glasigen Augen an. Jede Güte ist aus ihnen gewichen. Abgrundtiefer Hass liegt in seinem Blick, als ob er nicht einen Hauch von Liebe für mich empfinden könnte. Als wäre ich lediglich Abschaum, der entsorgt werden müsste. Seine Faust schießt hervor, während er einen Schritt auf mich zu macht. Ich schließe die Lider in Erwartung des Schmerzes. Heute gibt es kein Entkommen. Das weiß ich, und nun ist es besser, mich einfach meinem Schicksal zu ergeben.

Doch der Schlag bleibt aus. Stattdessen höre ich ein pfeifendes Geräusch. So, als ob jemand den Stöpsel einer Luftmatratze zieht. Überrascht öffne ich die Augen und sehe, wie er vor mir zusammensackt, die Faust noch ausgestreckt.

»Christiane«, flüstert er erstickt.

Ich weiche einen Schritt zurück, denn ich traue ihm nicht. Er ist stark, auch wenn er lallt oder schwankt. Aber er liegt nur reglos da und hebt den Kopf ein wenig.

»Chris…«, röchelt er. Dann sinkt sein Schädel zu Boden und er verstummt.

Schockiert starre ich auf ihn, unfähig, mich zu rühren. Plötzlich bemerke ich eine Bewegung auf der Treppe, die mir vorher offenbar entgangen ist. Jemand rast auf mich zu. Ich stolpere die letzte Stufe hinunter und versuche, die Haustür zu erreichen. Etwas schwingt durch die Luft, hoch über mir. Es senkt sich herab und dringt in mich ein, als bestände ich

bloß aus butterweichem Wachs. Erstaunt öffne ich den Mund. Doch es kommen keine Worte heraus. Ein Pfeifen, ähnlich wie das Geräusch, das ich kurz zuvor vernommen habe, entweicht aus meinem Brustkorb. Ich gehe auf die Knie, und das Letzte, was ich sehe, ist die dunkle Gestalt eines Mannes, die sich auf dem goldenen Knauf der Haustür spiegelt.

I

Obwohl Agnes erbärmlich fror und ihre Hände schmerzten, putzte sie den Steinboden mit voller Inbrunst. Den Besen hatte sie beiseitegestellt und nun tauchte sie ein Tuch in das eisige Wasser, um die Flecken rund um den Altar zu entfernen. Wachsreste klebten fest auf dem Boden der Kapelle, weshalb sie zusätzlich die Fingernägel zu Hilfe nahm. Sie scheute keine Mühe und war stolz auf ihre Arbeit. Keine der Schwestern führte ihre Pflichten so sorgfältig aus wie sie. Agnes wusste, dass sie es manchmal übertrieb, aber es war ihr wichtig, dass der Altar makellos sauber wurde, und das galt auch für den Fußboden. Sie warf einen scheuen Blick hinauf zu dem glänzenden Kreuz und bemerkte, wie sich sogleich ihr Herz erwärmte. Seit sie sich erinnern konnte, lebte sie im Franziskanerinnenkloster von Zons. An diesem Ort fühlte sie sich zu Hause. Nur selten hatte sie das Kloster für ein paar Stunden verlassen und es jedes Mal sofort vermisst. Inmitten der Schwestern erlebte sie Glück und Geborgenheit. Sie liebte diese kleine Gemeinschaft, in der man sich gegenseitig half und füreinander einstand.

Draußen in der Stadt sah das Leben anders aus. Agnes war dort Menschen begegnet, die ein kümmerliches Dasein führten. Sie hatte Bettlerinnen und Tagelöhner getroffen, die lediglich von der Hand in den Mund lebten. Sie wusste, dass manche sogar ihren Körper anboten, um nicht zu verhungern. Diese Art von Leben ließ sie erschaudern. Sie wünschte sich, dass es überall so wäre wie in ihrem Kloster.

Die Sünde, die außerhalb der dicken Klostermauern lauerte, wollte sie am liebsten vergessen. Sie komplett aus ihrem Bewusstsein streichen und einfach an eine heile Welt glauben. Natürlich war ihr bewusst, dass die Menschen Geld brauchten, um zu überleben. Und dass in diesem alltäglichen Kampf häufig jedes Mittel recht war, auch die Hingabe an einen Mann. Agnes hätte sich das nie vorstellen können. Sie hatte ihren Glauben und der trug sie durch ihr Leben. Lieber würde sie sterben, als ihre Jungfräulichkeit zu verlieren und dem Herrn untreu zu werden. Sie wollte Gutes tun und etwas zurückgeben für das Leben, das Gott ihr geschenkt hatte. Deshalb mühte sie sich täglich ab und hoffte, dafür eines Tages gesegnet zu werden.

Agnes lächelte und kratzte ein Stück Wachs aus der Ritze zwischen zwei Steinplatten. Sie wischte noch einmal mit dem Lappen darüber und musterte ihr Werk zufrieden. Der Boden glänzte, und zudem verströmte er jetzt einen Hauch von Lavendel, den sie zuvor in das Putzwasser gegeben hatte. Morgen, wenn es Zeit für das erste Gebet war, würde der Herr sie womöglich erhören. Sie wünschte sich nichts sehnlicher, als dass er sah, wie sehr sie ihn verehrte und was sie alles für ihn tat.

Agnes erhob sich und schleppte den Wassereimer nach draußen. Sie leerte ihn hinter der Kapelle und ging zurück, um noch den Besen herauszuholen. Ein Geräusch ließ sie aufschrecken. Der Besen rutschte ihr aus der Hand. Stirnrunzelnd schaute sie sich um. Das Kloster lag in vollkommener Finsternis. Es war mitten in der Nacht. Doch

Agnes hatte nicht schlafen können und war deshalb bereits jetzt ihren Pflichten nachgekommen. Sie blickte in den Nachthimmel, der sich über ihr mit funkelnden Sternen ausbreitete und schwaches silbernes Mondlicht zu ihr herabsandte. Das Klostergebäude, in dem sie schliefen, erhob sich schwarz und stumm in einiger Entfernung. Auch die Wiese dazwischen schien in einen tiefen Schlaf gefallen zu sein, ebenso wie die Bäume, die Sträucher und die Tiere. Trotzdem nahm sie eine Bewegung wahr und fragte sich, ob es vielleicht der Wind sein könnte, der durch die Äste der Bäume fuhr. Doch sie hörte kein Rauschen. Jedenfalls nicht so, wie Agnes es von den Baumkronen kannte. Das, was sie vernahm, klang mehr wie ein Stöhnen. Sie spitzte die Ohren, weil ihr nicht klar war, aus welcher Richtung das Geräusch überhaupt kam. Langsam machte sie zwei Schritte vorwärts.

Stille.

Agnes verharrte noch eine Weile regungslos und wunderte sich. Sie war sich sicher, etwas gehört zu haben. Aber vielleicht hatte ihr die Müdigkeit einen Streich gespielt. Sie bückte sich und hob den Besen auf. Erschöpft trottete sie über die Wiese auf das Hauptgebäude zu, als sie das Geräusch erneut vernahm. Angespannt blieb sie stehen und lauschte in die Dunkelheit. Hätte sie nur eine Fackel aus der Kapelle mitgenommen. Bis auf ein paar Umrisse sah sie rein gar nichts.

»Ist da wer?«, rief sie leise und schalt sich augenblicklich für ihre Dummheit.

Um diese Zeit schliefen alle ihre Mitschwestern. Die Klosterpforte war, wie immer nach Sonnenuntergang, fest verschlossen. Es konnte niemand hier sein – und falls doch, dann gehörte er oder vielleicht auch sie nicht hierher. In jedem Fall könnte ihr Rufen jemanden aufgeschreckt haben. Derjenige wusste nun, dass sie allein hier draußen herumschlich. Die Angst überkam sie so plötzlich, dass ihr ganz schwindlig wurde. Was, wenn ein Dieb über die Mauer geklettert war auf der Suche nach Beute? Ihr Herzschlag beschleunigte sich. Sie ließ den Eimer und den Besen fallen, raffte ihr Gewand zusammen und lief los. Das Klostergebäude war nur noch wenige Meter entfernt. Sobald sie das Innere erreicht hätte, wäre sie in Sicherheit. Doch sie stolperte und fiel der Länge nach hin. Wie benommen lag sie einen Moment da, unfähig, sich zu rühren. Dann hörte sie es erneut. Ein grauenvolles Stöhnen, vielleicht von einem Tier. Ein lang gezogener, verzweifelter Schmerzensschrei. Agnes rappelte sich hoch. Ängstlich schaute sie sich um und erblickte völlig unvermittelt eine riesige dunkle Gestalt, die auf sie zukam. Obwohl sie kaum etwas erkennen konnte, wusste sie sofort, dass es der Teufel sein musste. Er war gekommen, um sie zu holen. Agnes riss den Mund auf und schrie, so laut sie konnte.

• • •

Bastian Mühlenberg gähnte verschlafen und blinzelte ein paarmal. Von draußen schien der Mond zum Fenster herein. In seinem silbrigen Licht schimmerten Maries blonde Haare,

als wäre sie nicht von dieser Welt. Sie schlief neben ihm auf dem Bett und hielt das schlafende Baby im Arm. Auf ihrem Gesicht lag ein heller Schimmer, der ihre Gesichtszüge noch weicher und sanfter erscheinen ließ. Bastian betrachtete sie einen Moment und strich ihr zärtlich eine Strähne aus der Stirn. Dann fuhr er mit der Fingerspitze behutsam über die Wange seines neugeborenen Sohnes. Sein drittes Kind. Er konnte sein Glück kaum fassen. Der kleine Ulrich bewegte die Lippen im Schlaf und lächelte. Selig sank Bastian zurück auf sein Lager. Er schloss die Lider und sofort tauchte eine andere Frau vor ihm auf. Anna. Obwohl er immer wieder versucht hatte, sie zu vergessen, schien dies offenbar unmöglich zu sein. Sein Herz begann laut zu pochen, als er ihre dunklen Locken und ihre großen grünen Augen sah. Eine tiefe Sehnsucht erfasste ihn wie jedes Mal, wenn er an Anna dachte. Er kannte sie nur aus seinen Träumen. Darin erschien sie ihm so real, dass er nicht glauben konnte, dass sie gar nicht existierte. Doch in der Traumwelt waren sie miteinander verbunden. Bastian seufzte und fuhr hoch, weil er ein Hämmern unten an der Haustür vernahm. Er sprang auf und eilte, vom Schlaf noch ein wenig benommen, die schmale Holztreppe hinunter. Kaum hatte er die Tür geöffnet, stürmte Wernhart herein.

»Bastian, du musst auf der Stelle mit mir ins Kloster kommen. Sie haben eine tote Nonne gefunden.« Sein Freund sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. »Sie ist wirklich schrecklich zugerichtet.«

»Jemand hat eine Nonne ermordet?«, fragte Bastian ungläubig und schlüpfte in seine Lederstiefel. »Wann denn? Jetzt, mitten in der Nacht?«

Wernhart nickte heftig. »Eine der Schwestern hat sie entdeckt. Die Oberin hat sofort nach der Stadtwache geschickt. Als ich die Tote erblickte, wusste ich nur eines: Du musst dir das ansehen. Es ist …« Er sprach nicht direkt weiter, sondern atmete erst einmal tief durch, bevor er hinzufügte: »Es ist, als hätte der Teufel das Kloster heimgesucht.«

»Der Teufel?« Bastian starrte ihn ungläubig an. Was hätte der Teufel in einem Nonnenkloster zu suchen? Er verkniff sich die Frage, weil Wernhart vor allem graute, was auch nur annähernd mit der Hölle zu tun hatte. Bastian hatte in seinem Leben schon viel Leid gesehen, genug Tote, um zu wissen, dass der Mensch manchmal schlimmer agierte als der Leibhaftige selbst. Er glaubte an Gott und an das Gute, und er bezweifelte, dass der Teufel ausgerechnet das winzige Städtchen Zons aussuchen würde, um die wenigen Einwohner ins Verderben zu stürzen. Es gab größere Städte, in denen er weitaus mehr Unheil anrichten könnte als ausgerechnet in Zons.

»Wie kommst du auf den Teufel?«, fragte er und marschierte Wernhart hinterher. Die kühle Nachtluft fuhr unter sein Wams, und für einen Moment fröstelte es ihn, als hätten eisige Finger nach ihm gegriffen.

»Du wirst wissen, was ich meine, wenn du sie siehst«, antwortete Wernhart und schwieg den Rest des Weges. Bis

zum Kloster war es von seinem Haus, das neben dem Mühlenturm lag, nur ein Katzensprung. Sie stapften an der dicken Stadtmauer entlang und pochten nach wenigen Schritten an die Klosterpforte, die beinahe im selben Moment aufgerissen wurde.

Das blasse Gesicht der Oberin erschien. Katharina von Weinfels winkte sie stumm mit sich. Kaum hatten sie sich in Bewegung gesetzt, drang ein tiefer Seufzer aus ihrem schmalen Körper. Sie bekreuzigte sich und warf Bastian einen durchdringenden Blick zu.

»Ich bin froh, dass Ihr so schnell gekommen seid, mein lieber Bastian Mühlenberg. Ich hoffe, Ihr seid gerüstet für diesen Anblick.« Sie zögerte und fügte hinzu: »Es ist das Böse, das uns heimgesucht hat. Die blinde Elvira hat es gestern schon vorhergesagt, nur ich …« Katharina von Weinfels schüttelte kummervoll den Kopf. »Ich wollte es wohl nicht wahrhaben.« Sie wandte sich wieder nach vorn und schritt voraus.

Bastian folgte ihr mit einem unguten Gefühl in der Magengegend. Aus ihren Worten wurde er nicht schlau. Und Wernhart schwieg. Was um Himmels willen hatten die beiden nur gesehen?

Sie näherten sich der kleinen Kapelle, die unweit vom Hauptgebäude des Klosters lag. In den Boden gesteckte Fackeln erhellten den Brunnen, der sich vor der Kapelle befand. Ein paar Schwestern standen in einem Kreis versammelt daneben. Bastian konnte nicht erkennen, was sie in ihrer Mitte verbargen. Als sie die Nonnen erreichten,

erblickte Bastian eine zusammengesunkene Gestalt am Boden, die erbärmlich schluchzte.

»Schwester Agnes«, sprach Katharina von Weinfels sie an. »Bastian Mühlenberg von der Stadtwache ist eingetroffen. Zeigt ihm bitte die arme Schwester Margaretha und erzählt, was geschehen ist.«

Die Nonne blickte mit rot verquollenen Augen auf. »Sie liegt da drüben. Neben dem Hauptgebäude. Sie ist schrecklich zugerichtet. Ich weiß nicht, ob ich den Anblick noch einmal verkraften kann.«

Die Oberin setzte einen strengen Blick auf, doch Bastian ergriff das Wort, bevor sie etwas erwidern konnte.

»Ist schon gut«, erklärte er und zog eine Fackel aus dem Boden. »Wir nehmen uns der Sache an.«

Die Wiese, über die sie gingen, war vom Regen der letzten Tage aufgeweicht. Bastian versank mit seinen schweren Stiefeln in dem matschigen Untergrund. Vor ein paar Büschen blieb er stehen.

»Wo soll die Tote denn nun sein?«, fragte er ungeduldig.

Wernhart deutete stumm auf die Sträucher. »Dahinter liegt sie. Die Fackel, die ich aufgestellt hatte, ist wohl ausgegangen.«

Bastian umrundete das Gebüsch und leuchtete mit seiner Fackel. Das Erste, was er erblickte, waren zwei klobige Stiefel, so wie alle Nonnen sie trugen. Darüber folgte ein dunkles Ordensgewand, das die Beine und den Körper vollständig bedeckte. Die tote Nonne lag auf dem Rücken. Bastian ging neben ihr in die Knie und erstarrte, als er das Blut sah, das

den Stoff durchtränkt hatte. An mehreren Stellen war das Gewand zerstochen, wobei die Blutflecken sich inzwischen zu einer riesigen Lache vereint hatten. Bastian zählte vier Einstiche, doch vermutlich verbargen sich unter dem roten Blut noch weitere.

»Sieh dir ihre Hand an«, forderte Wernhart eindringlich.

Bastian leuchtete den linken Arm der Toten ab. Zunächst konnte er nichts Auffälliges sehen, als er jedoch die Handflächen in Augenschein nahm, begriff er, was Wernhart meinte.

»Ein Brandmal?«, stieß er überrascht aus und betrachtete den verkohlten Kreis in der Haut, aus dem rechts und links jeweils ein Horn ragte.

»Jemand hat ihr den Teufel ins Fleisch gebrannt?«, fragte er fassungslos.

Wernhart nickte zögerlich. »Ja, und das, obwohl sie eine Nonne ist.« Er bekreuzigte sich und murmelte ein Gebet.

Bastian musterte den ausgefransten Rand des Brandmals nachdenklich. Besonders gelungen schien es nicht. Vielleicht weil der Täter nicht ausreichend Zeit gehabt hatte, das Eisen lange genug ins Fleisch seines Opfers zu drücken. Oder es war nicht richtig heiß gewesen. Er sah sich um.

»Wo könnte er das Eisen erhitzt haben? Soweit ich weiß, brennt im Kloster nur im Hauptgebäude Feuer in der Nacht.«

»Das stimmt«, bestätigte Katharina von Weinfels, die sich unbemerkt genähert hatte.

»Das heißt, jemand war im Gebäude?« Wernhart musterte die Oberin ungläubig. »Habt Ihr nachgesehen, ob es den

anderen Schwestern gut geht oder ob er auch in den Schlafgemächern sein Unwesen getrieben hat?«

Die Oberin hob die Hände. »Natürlich. Das war meine erste Sorge. Aber alle anderen Schwestern sind bei bester Gesundheit und keine von ihnen hat etwas von der Gräueltat mitbekommen. Sie schliefen alle, bis auf Schwester Agnes.«

Bastian ließ die verunstaltete Hand der toten Nonne vorsichtig auf den Boden gleiten.

»Wenn Ihr nichts dagegen habt, würde ich gerne Josef Hesemann hinzuziehen. Der Arzt wird uns vielleicht ein wenig mehr zu den Umständen des Todes von Schwester Margaretha sagen können. Soweit ich es beurteilen kann, wurde sie erstochen. Der Mörder hat ihr mehrfach die Klinge in den Leib gerammt.« Bastian verzichtete darauf, die Einstichstellen mit der Fackel zu erleuchten. Katharina von Weinfels atmete schwer und war offenbar einer Ohnmacht nahe.

»Meinetwegen«, keuchte sie. »Aber der Arzt darf sie nicht entkleiden. Wir sind Nonnen!«

»Selbstverständlich«, versprach Bastian und erhob sich. »Dürfen wir mit Schwester Agnes sprechen?«

Die Oberin nickte, wobei ihr Blick abermals zu der Toten glitt.

»Hat sie sehr gelitten?«, fragte sie mit dünner Stimme.

»Ich denke nicht«, sagte Bastian, obwohl er es keinesfalls wusste. Sollte Schwester Margaretha das Brandmal bei lebendigem Leibe beigebracht worden sein, hatte sie jedenfalls Höllenqualen erlitten. Doch was nützte dieses

Wissen? Die Nonne war tot, und alles, was sie jetzt noch tun konnten, war, ihren Mörder zu finden und zu bestrafen.

»Und das Brandmal?« Katharina von Weinfels deutete auf die Hand der Toten, als hätte sie seine Gedanken gelesen. »War sie bereits tot, als der Teufel in ihr Fleisch gebrannt wurde?« Sie bekreuzigte sich eilig. »Ich hoffe es aus tiefstem Herzen«, fügte sie leise hinzu.

»Bestimmt hat sie diesen brutalen Akt nicht mehr gespürt«, versuchte Bastian sie zu beruhigen und geleitete Katharina von Weinfels vom Fundort weg.

»Schwester Agnes, wir müssen Euch dringend sprechen«, sagte er, als sie die Nonnen am Brunnen erreichten. »Gewährt uns einen Augenblick Eurer Zeit.«

Schwester Agnes nickte, ohne aufzuschauen. Sie hockte immer noch bebend am Boden und presste ein Tuch an ihre Lippen.

»Warum habt Ihr nicht wie die anderen Nonnen zu dieser späten Stunde geschlafen?«, fragte Bastian sanft.

Schwester Agnes zuckte mit der Schulter. Sie blickte nicht zu ihnen auf.

»Hat Euch vielleicht ein Geräusch aufgeschreckt?«, wollte Wernhart wissen. Er ging in die Knie und setzte sich neben die Nonne. »Ihr müsst uns alles sagen, was Euch aufgefallen ist, auch wenn es Euch noch so unwichtig erscheint.«

»Nein«, stieß Agnes aus. »Ich kann des Öfteren in der Nacht nicht schlafen und dann erledige ich meine Pflichten. Ich war in der Kapelle, um sie zu säubern. Erst als ich fertig war und mich zurück zu meiner Schlafstätte begeben wollte,

hörte ich dieses seltsame Geräusch.« Sie schlug die Hände vors Gesicht und begann heftig zu weinen.

»Es war Margaretha«, wimmerte sie verzweifelt. »Es waren ihre letzten Atemzüge und ich hatte ihre Stimme nicht deuten können.«

»Könnt Ihr das Geräusch näher beschreiben?« Bastian steckte die Fackel in den Boden und holte sein Notizbuch hervor. »War es ein Stöhnen?«

Schwester Agnes nickte. »Ja, ein Stöhnen oder ein Pfeifen. Es war schauerlich, und ich wusste sofort, dass etwas nicht stimmt. Ich habe mich umgeschaut, doch niemand war zu erkennen. Ich dachte schon, ich hätte mich getäuscht. Aber dann habe ich ihn gesehen.« Ein erneutes Beben ging durch ihren Körper. »Es war der Teufel. Er ist gekommen, um uns zu holen.«

Die Nonnen, die sie umringten, zuckten bei Agnes' Worten zusammen.

»Könnt Ihr ihn genauer beschreiben?«, fragte Bastian und endlich blickte Schwester Agnes auf. In ihrem Gesicht spiegelte sich Unverständnis wider.

»Er sah aus wie der Teufel«, erklärte sie tonlos.

»Was hat er getragen?«, hakte Bastian nach.

Agnes öffnete den Mund, ohne dass ein einziger Ton herauskam. Bastian sah, wie es hinter ihrer Stirn arbeitete. Es dauerte eine ganze Weile, ehe sie sagte: »Stiefel.«

»Stiefel?«, fuhr Wernhart dazwischen. »Seid Ihr sicher? Ich rechnete offen gestanden eher mit zwei Hufen.«

Agnes zögerte, bevor sie erklärte: »Viel konnte ich nicht erkennen, weil es zu dunkel war. Dennoch glaube ich, er hatte Stiefel an.«

»Und trug er einen Mantel? Oder etwas anderes?«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Agnes unsicher. »Ich erinnere mich aber an das, was ich gehört habe.«

»Er hat gesprochen?« Wernhart sprang auf und brachte ein wenig Abstand zwischen sich und Schwester Agnes. Ihre Worte beunruhigten ihn sichtlich.

»Satan hat zu ihr gesprochen«, zischte eine der Nonnen und zeigte mit dem Finger auf Agnes, während sie sich ebenfalls ein Stück entfernte und die anderen Schwestern mit sich zog.

Nur Bastian blieb neben Agnes stehen.

»Was hat er gesagt?«, fragte er.

Die Antwort ließ das Blut in seinen Adern gefrieren.

II

Kriminalkommissar Oliver Bergmann schob das Handy in die Hosentasche und schaute seufzend auf die Uhr.

»Tut mir leid, Partner. Aber Sonja wird wohl noch eine Weile auf dich warten müssen.«

Klaus warf ihm einen verwunderten Blick zu und ließ den Mantel, den er gerade anziehen wollte, auf den Stuhl fallen.

»Ein Doppelmord in Zons«, erklärte Oliver und griff die Autoschlüssel. »Wir sollen uns sofort am Tatort umsehen.«

»Verdammt«, fluchte Klaus und sah ebenfalls zur Uhr. »Es ist gleich halb acht. Sonja wird ganz allein im Restaurant sitzen. Das kann ich nicht bringen.« Verzweifelt verzog er das Gesicht. »Okay, ich rufe sie an«, brummte er und warf sich den Mantel über.

Sie nahmen die Treppe in die Tiefgarage, während Klaus seine Freundin anrief und eine Entschuldigung ins Telefon säuselte. Als er auflegte, wirkte er blass.

»Schöner Mist«, schimpfte er und schlüpfte durch die Tür, die Oliver ihm aufhielt. »Das kam nicht gut an. Ich muss das so schnell wie möglich geradebiegen. Heute ist unser Jahrestag.«

Oliver runzelte die Stirn und öffnete den Dienstwagen mit einem Knopfdruck. »Ihr seid doch erst seit wenigen Wochen wieder ein Paar.«

Klaus grinste und stieg auf der Beifahrerseite ein.

»Wir haben beschlossen, die kleine Auszeit zwischendurch nicht mitzuzählen. Und jetzt schau mich nicht so an. Wir kennen uns seit Jahren. Du erinnerst dich bestimmt noch an das kleine Eiscafé, wo es zwischen Sonja und mir gefunkt hat.«

Oliver nickte und startete den Wagen. »Ich erinnere mich. Aber zwischendurch, wie du so schön sagst, wart ihr mehrere Jahre auseinander. Ich meine …« Er schluckte seine Worte hinunter. Es war Klaus' Angelegenheit, nicht seine. Im Grunde genommen spielte es keine Rolle, wie lange sein Partner mit Sonja liiert war. Hauptsache, die Beziehung funktionierte. Er dachte an Emily und daran, dass er sie die

ganze Woche nicht sehen würde, weil sie mit ihrer besten Freundin Anna an die Ostsee gefahren war. Anna hatte gerade erst ihre Tochter Clara auf die Welt gebracht und brauchte eine kleine Auszeit. Ihr Mann Maximilian konnte sich nicht freinehmen, da auf der Kinderstation im Krankenhaus derzeit die Hölle los war und man keinen Arzt entbehren konnte.

Am frühen Morgen hatte er Emily verabschiedet. Er vermisste sie bereits. Die Vorstellung, den Abend in einer leeren Wohnung zu verbringen, verschlechterte seine Laune erheblich.

»Also ich verstehe, dass Sonja nicht begeistert ist«, erklärte er und tippte die Adresse in das Navigationssystem ein. »Vielleicht kaufst du ihr ein paar Blumen oder ein Schmuckstück.«

Klaus grinste und zog eine kleine Schachtel aus der Hosentasche. »Da habe ich bereits vorgesorgt.«

Oliver sah einen schmalen goldenen Ring aufblitzen und nahm überrascht den Fuß vom Gas.

»Das ist nicht dein Ernst«, brachte er mühsam hervor. »Mensch, Klaus. Das geht alles ganz schön schnell. Findest du nicht? Ihr seid doch gerade erst zusammengezogen. Was, wenn ihr in ein paar Wochen feststellt, dass es nicht funktioniert?«

»Quatsch!« Klaus klang beleidigt und steckte die Schachtel wieder ein. »Wir kennen uns schon so lange. Ich habe keinen Zweifel, und warum nicht offiziell machen, was wir ohnehin bereits leben?«

»Ihr könnt genauso gut ein wenig abwarten.« Oliver hielt an einer roten Ampel und musterte Klaus aus dem Augenwinkel.

»Hör zu, Oliver. Ich habe damals ziemlichen Mist gebaut, als ich Sonja betrogen habe, und dieses Mal will ich einfach alles richtig machen. Ich will mit ihr zusammen sein und das zeige ich ihr. Sie hegt ab und an Zweifel und die möchte ich gar nicht erst wieder aufkommen lassen.«

»Verstehe«, erwiderte Oliver wenig überzeugt und fragte sich plötzlich, was eigentlich Emily von ihm erwartete. Zweifelte sie womöglich an ihrer Beziehung? Unschlüssig trat er auf das Gaspedal, denn die Ampel sprang auf Grün. Nein, Emily zweifelte bestimmt nicht. Doch sie verlangte auch nichts von ihm. Es schien, als wäre sie zufrieden. Er dachte an Emilys beste Freundin Anna, während er über die zweispurige Straße brauste. Glücklicherweise war sie zu dieser Uhrzeit kaum befahren, sodass sie zügig vorankamen. Anna und Maximilian waren seit Kurzem verheiratet und nun zudem frisch gebackene Eltern. Oliver konnte sich ebenfalls eine Familie vorstellen, aber es lag ihm fern, Emily zu irgendetwas zu drängen. Trotzdem fühlte er sich von Klaus' Tempo überrollt. Er hatte das Gefühl, von allen Seiten überholt zu werden. Ging er es womöglich zu langsam an und vermasselte es am Ende noch?

»Da vorne ist es!« Klaus deutete auf ein paar Blaulichter, die in der Ferne auftauchten.

Ein Mann und eine Frau waren in ihrem Einfamilienhaus getötet worden. Oliver hielt am Straßenrand und ließ die

Gegend auf sich wirken. Gepflegte Häuser mit grünen Vorgärten reihten sich aneinander. In der Einfahrt gegenüber parkte ein teurer Mercedes, und auch vor dem Haus der Opfer, das von der Straße ein wenig nach hinten versetzt lag, stand ein teurer SUV.

Eine junge Streifenpolizistin klopfte an die Seitenscheibe. Oliver öffnete sie.

»Sie können hier nicht parken«, erklärte sie mürrisch und bedeutete Oliver mit einem Wink, von hier zu verschwinden. Er zeigte ihr seinen Dienstausweis.

»Es dauert nicht lange«, sagte er, stellte den Motor ab und stieg aus dem Wagen.

»Tut mir leid«, murmelte die Beamtin. »Die Spurensicherung ist bereits hier. Sie werden erwartet.«

»Danke.« Oliver warf der Polizistin ein freundliches Lächeln zu, was ihr sichtlich unangenehm war.

»Blöde Zimtzicke«, flüsterte Klaus, nachdem sie außer Hörweite waren. »Wie alt ist die? Höchstens fünfundzwanzig. Lernen die eigentlich nicht mehr, was Höflichkeit bedeutet?«

Oliver grinste stumm in sich hinein. Sie näherten sich dem Einfamilienhaus. Es wirkte nicht sehr groß, jedoch gepflegt. Vor dem SUV neben dem Haus wartete ein weiterer Streifenpolizist. Oliver zückte seinen Dienstausweis, und der Mann trat schweigend zur Seite, damit sie passieren konnten.

»Haben Sie sich bereits ein Bild gemacht?«, fragte Oliver und betrachtete den blassen Polizisten, dessen Lippen zu einem schmalen Strich zusammengepresst waren.

»Es ist kein schöner Anblick«, krächzte dieser und räusperte sich. »Mir war sofort klar, dass dies ein Fall für die Kripo ist. Ich habe noch nie so viel Blut gesehen und dazu dieser Gestank.« Er schüttelte sich, und einen Moment lang befürchtete Oliver, der Mann könnte sich übergeben.

»Hallo? Sind Sie von der Kriminalpolizei?«, rief plötzlich jemand hinter der Hecke, die an den Stellplatz grenzte, auf dem der SUV parkte.

»Sind Sie ein Nachbar?«, erkundigte sich Klaus und schob ein paar Zweige auseinander. Ein grauer Haarschopf und ein braun gebranntes, wettergegerbtes Gesicht kamen zum Vorschein.

»Hugo Meier. Ja, ich bin der Nachbar und ich habe auch den Notruf gewählt. Ich habe denen gleich gesagt, die sollen die Kripo schicken. Es war doch klar, dass da etwas nicht stimmt.« Hugo Meiers Stimme dröhnte so laut, dass Oliver dachte, die halbe Nachbarschaft könnte sie hören.

Klaus schien denselben Gedanken zu haben.

»Könnten Sie vielleicht herüberkommen, damit wir uns unterhalten können?«, bat er und ließ die Zweige los.

Es dauerte eine Weile, bis Hugo Meier es von seinem Grundstück um die Hecke herum bis zur Einfahrt geschafft hatte. Der grauhaarige Mann von ungefähr siebzig Jahren eilte schnaufend auf sie zu.

»Wollen Sie meinen Ausweis sehen?«, fragte er aufgeregt und kramte in seiner Hosentasche. »Wo ist er denn nur?«, brummte er und klopfte nervös die Hose ab.

»Ist schon gut. Wir überprüfen Ihre Angaben später«, sagte Oliver. »Können Sie uns erzählen, was Sie vorgefunden haben?«

Meier nickte eifrig. »Ich habe den toten Lutz in der Küche entdeckt«, erklärte er wieder extrem laut und in diesem Moment bemerkte Oliver das Hörgerät an seinem linken Ohr.

»Können wir hier irgendwo ungestört reden?«, fragte er den Streifenpolizisten neben dem SUV.

Der Beamte hob hilflos die Achseln. »Vielleicht im Einsatzfahrzeug vorn an der Straße?«

Oliver unterdrückte einen Seufzer. »Darf ich Sie bitten, ein wenig leiser zu sprechen, Herr Meier? Die anderen Nachbarn könnten mithören und möglicherweise auch der Täter. Deshalb wäre es wichtig, dass nur wir Sie verstehen.«

Hugo Meier riss die Augen auf und schaute sich ehrfürchtig um.

»In Ordnung«, flüsterte er. »Tut mir leid. Meine Ohren sind nicht mehr die besten. Also, jeden Donnerstagabend fahren Christiane und Lutz zu ihrer Tochter, um auf die Enkelkinder aufzupassen. Die sind, glaube ich, drei und fünf Jahre alt. Die Tochter arbeitet als Altenpflegerin und übernimmt regelmäßig Nachtschichten. Normalerweise verlassen Christiane und Lutz gegen halb sieben das Haus. Doch als ich heute ihren Wagen eine Stunde später immer noch in der Einfahrt sah, bin ich rüber, um nachzuschauen. Die Haustür stand sperrangelweit offen und überall im Flur war Blut.« Die Miene des Mannes verzog sich zu einer angsterfüllten Grimasse. »Dann habe ich die Füße von Lutz

in der Küche gesehen. Das ganze Blut kam von dort und war in den Flur geflossen. Ich wusste gleich, dass er tot ist, und habe sofort den Notruf gewählt.«

»Haben Sie das Haus betreten?«, wollte Oliver wissen.

Hugo Meier hob abwehrend die Hände. »Nein. Natürlich nicht. Ich schaue mir jeden Sonntag den Tatort an und bin nicht von gestern. Nichts habe ich angerührt. Rein gar nichts. Weder die Tür noch die Klingel. Ich habe genau hier vor der Haustür gewartet, und als Ihre Kollegen ankamen, haben sie mich gebeten, nach Hause zu gehen und dort zu warten.« Plötzlich fuhr er sich über die Stirn, als hätte er etwas Wichtiges vergessen.

»Sagen Sie, wo ist eigentlich Christiane?«

Oliver wandte für einen kurzen Moment den Blick ab und holte tief Luft.

»Ich fürchte, sie lebt ebenfalls nicht mehr. Die Kollegen haben einen toten Mann und eine tote Frau in dem Haus gefunden.«

Hugo Meier presste die Hände an den Kopf und sah Oliver ungläubig an.

»Ich habe es befürchtet«, jammerte er und wollte gerade weitersprechen, als eine hochgewachsene dunkelhaarige Frau in die Einfahrt sprintete, dicht hinter ihr die Polizeibeamtin, die Oliver an der Straße in Empfang genommen hatte.

»Sie dürfen dort nicht parken!«, brüllte die Polizistin mit hochrotem Gesicht. Sie stellte sich der Frau in den Weg, doch diese rannte weiter auf das Haus zu. Vor Oliver blieb sie abrupt stehen.

»Was ist hier los? Wo sind meine Eltern?«, kreischte sie.

»Warte bitte«, brabbelte der Nachbar und schob sich zwischen die Frau und Oliver. »Hör zu, Annette. Es wäre besser, du gehst da nicht rein.« Er räusperte sich und warf Oliver und Klaus einen hilflosen Blick zu.

»Das ist die Tochter«, erklärte er tonlos.

»Frau Markowitz?«, fragte Oliver.

»Ja, die bin ich. Was ist passiert? Ich müsste eigentlich zur Arbeit, aber meine Eltern sind nicht gekommen, um auf die Kinder aufzupassen. Ans Telefon gehen sie auch nicht.« Sie stockte und musterte Oliver und Klaus aufgewühlt. »Es ist ihnen doch nichts geschehen, oder?«

»Frau Markowitz, vielleicht ist es besser, wir setzen uns irgendwo. Dann können wir reden.«

»Nein! Ich will mich nicht setzen. Sagen Sie mir sofort, was los ist! Ich möchte ins Haus. Jetzt!« Aus den Augen der Frau sprühten Funken. Sie wollte sich an ihnen vorbeischieben, aber Hugo Meier hielt sie am Oberarm fest.

»Nein, Annette! Bitte, beruhige dich. Du kannst da nicht rein. Diesen Anblick wirst du nie wieder vergessen.«

Doch Annette Markowitz interessierten die Worte ihres Nachbarn nicht. Sie kämpfte sich frei und stolperte auf den Hauseingang zu. Oliver stürzte hinterher. Vor der Haustür stoppte er sie.

»Frau Markowitz. Das Haus ist für die Spurensicherung gesperrt. Es tut mir leid, aber ich darf Sie nicht hineinlassen.«

»Was ist ihnen denn passiert?« Annette Markowitz brach in Tränen aus und sank in Olivers Arme. »Bitte, sagen Sie mir doch, was mit meinen Eltern los ist.«

»Es tut mir wirklich sehr leid«, murmelte Oliver. »Ihre Eltern wurden tot aufgefunden. Ich weiß noch nicht, was geschehen ist. Wir sind gerade erst eingetroffen.«

Ein Beben ging durch Annette Markowitz' Körper. »Nein, nein!«, schluchzte sie. »Das ist nicht wahr. Sie können nicht tot sein, ich habe doch erst gestern mit ihnen telefoniert.« Sie löste sich von Oliver. »Ich muss zu meinen Kindern. Sie sitzen im Auto und warten.«

»Meine Kollegin hilft Ihnen, die Kinder zu holen, und wir informieren auch gerne Ihren Arbeitgeber. Wäre es möglich, dass Sie mit der Kollegin eine Weile zu Herrn Meier gehen, während wir uns im Haus Ihrer Eltern umsehen?« Oliver sah den Nachbarn an, der sofort nickte.

»Komm bitte mit, Annette. Das ist alles so schrecklich. Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll. Versuch, dich etwas zu beruhigen. Ich werde dir einen Tee machen. Außerdem müssen wir die Kinder irgendwie ablenken, vielleicht mit einem Film.« Er legte ihr fürsorglich den Arm um die Schulter und führte sie mit sich. »Wo hast du denn den Autoschlüssel?«, fragte er behutsam und drückte ihn Oliver in die Hand, nachdem Annette Markowitz ihn aus ihrer Manteltasche gekramt hatte.

Oliver warf den Schlüssel der Polizistin zu. »Bringen Sie bitte die Kinder zu Herrn Meier und warten Sie dort auf uns.«

Die Polizistin nickte und verschwand mit Annette Markowitz und dem Nachbarn aus der Einfahrt. Oliver seufzte gequält. Für ihn gab es nichts Schlimmeres, als das Leid der Angehörigen sehen zu müssen. Der Tod ihrer Eltern bedeutete für Annette Markowitz nicht nur, plötzlich ohne sie dazustehen. Er bedeutete auch einen tiefen Einschnitt in ihr Leben. Auch ihre Kinder mussten sich erst daran gewöhnen, keine Großeltern mehr zu haben.

»Dann lass uns mal reingehen, Kumpel«, brummte Klaus.

Oliver nickte. Gemeinsam betraten sie den schmalen Hausflur, in dem ihnen der typische Geruch von Blut entgegenschlug. Die metallische, leicht säuerliche Note verursachte augenblicklich ein Grummeln in Olivers Magen. Blut war auch das Erste, was ihm auffiel, als er die hellen Bodenfliesen betrachtete.

»Himmel«, stieß er aus. »Das ist eine Menge Blut.«

Hier endet die Leseprobe.

Wie geht es weiter?
Das vollständige Taschenbuch finden Sie im Shop von Catherine Shepherd.

Taschenbuch im Shop ansehen